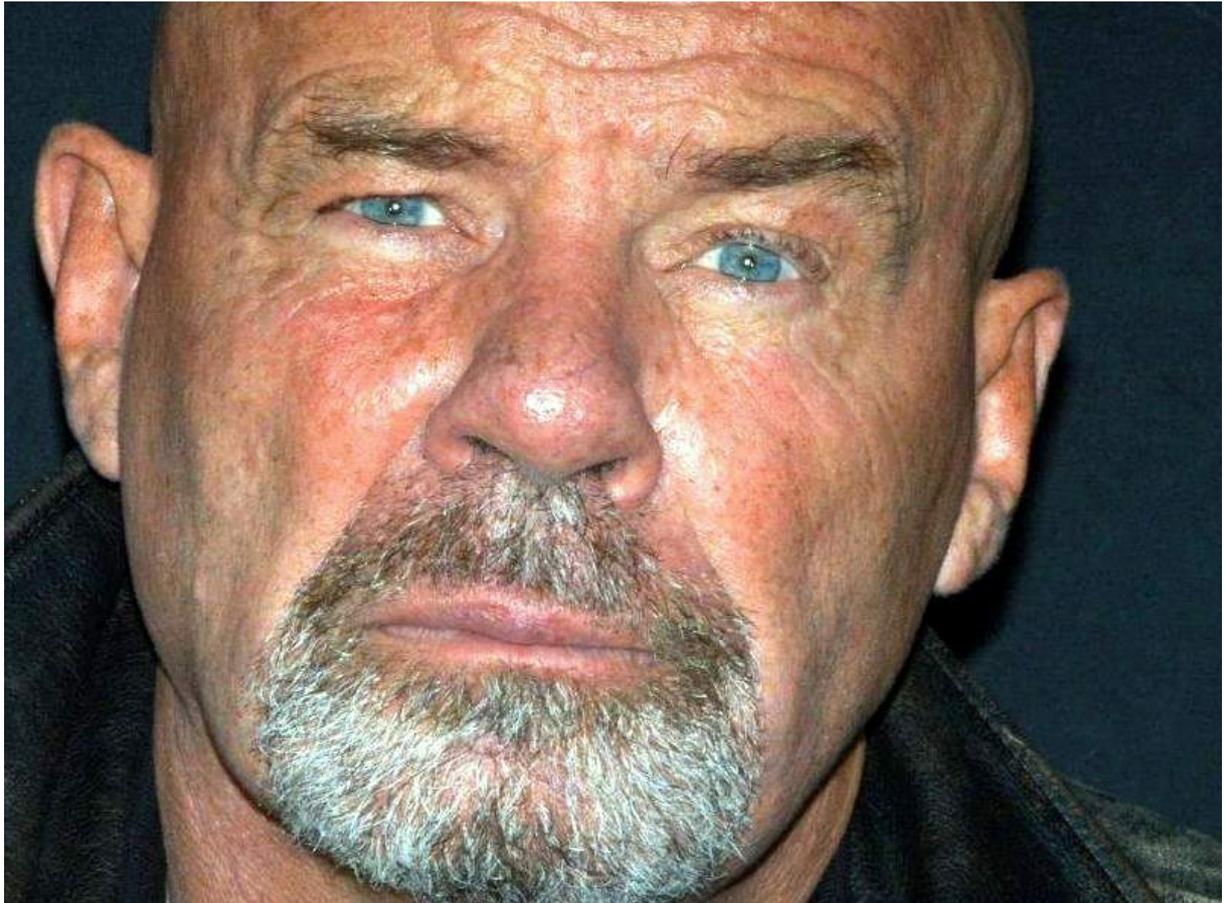


SPANNENDE ZEITEN

Heinz Eggert



September 1989 bis Oktober 1990.

Noch nie war eine Zeit politisch und privat für mich so spannend wie diese. Das politische Verhältnisse einem ständigen Wandel unterliegen, ist eine nicht unbedingt immer zu benennende Binsenweisheit. Das sich dieser ständige Wandel allerdings in diesen Tagen und Wochen mit einer so großen Schnelligkeit atemberaubend und nicht immer genau vorher berechenbar vollzog, charakterisiert dieses eine Jahr. Keine Woche war wie die andere. Wer diese Zeit sehr bewusst politisch und bewusst miterlebt hat und versucht hat, auf ihre Gestaltung Einfluss zu nehmen, müsste sich eigentlich einen Bonus an Lebensjahren zu rechnen lassen können. Er muss ja nicht gleich für die Rentenberechnung herhalten. Aber der Fundus an Lebenserfahrungen ist damit hoch angereichert worden. Geschichte setzt sich aus Geschichten zusammen. Darüber werde ich schreiben.

Nicht im vollständigen Zusammenschreiben von Geschichte und Geschichten, sondern eher streiflichtartig erhellend.

Oft wird mir die Frage gestellt: Wie war Ihre Haltung zur DDR, welche Gründe waren für Ihre oppositionelle Haltung ausschlaggebend?

Da dann immer kurze prägnante Antworten erwartet werden, schrammen diese immer an der Wahrheitswirklichkeit vorbei.

Es ist schwierig auf einen erfolgten 40 –jährigen dynamischen Prozess, kurze statische Antworten zu geben. Besonders dann, wenn noch Jahre in der Bundesrepublik folgten, die zu den aufregendsten und turbulentesten meines Lebens gehören
Deshalb am Anfang einige kommentierende persönliche Lebenswegereignisse.

20/21. August 1968

Wenn sich die Deutsche Einheit am 20.08.1968 vollzogen hätte, wäre ich trotz meiner Jugend (22 Jahre) eine politische „Altlast „ gewesen.

Ich komme aus einer Arbeiterfamilie. Meine Mutter und mein Stiefvater arbeiteten in einem Pumpwerk der Wasserwirtschaft als Maschinisten.

Wir wohnten in Rostock. Dort wuchs ich mit zusammen mit meinen beiden jüngeren Geschwistern auf. Meine Eltern waren nicht besonders staatskritisch.

Natürlich hatten sie

politische Meinungen. Aber diese wurden nur geflüstert, wenn wir Kinder das Zimmer verlassen hatten.

Bei allen politischen Aufmärschen und Demonstrationen waren sie dabei. Die Arbeitskollegen gingen ja auch alle. Außerdem wurde immer eine Liste darüber geführt, wer sich diesem Bekenntnis zum Arbeiter und Bauern Staat entzog.

Für die Teilnehmer der Demonstrationen gab es in diesen Tagen immer Sonderzuteilungen, in der sonst an Lebensmittel sehr armen Zeit.

Auch ich ließ mir als Kind wiederholt die Belohnung einer zugeteilten Bockwurst schmecken, die eben nicht von der Lebensmittelkarte abgezogen wurde.

Aber es ging nicht nur um Aufmärsche und Demonstrationen. An jedem Wochenende räumten meine Eltern mit vielen anderen Rostockern die Trümmer der Rostocker Bombenächte beiseite. Als Junge war ich stolz darauf mitmachen zu dürfen. Die

Erwachsenen waren wiederum stolz darauf, wenn sie mit den silbernen und goldenen Abzeichen des Nationalen Aufbauwerkes der Deutschen Demokratischen Republik ausgezeichnet wurden. Denn für die vielen schweren Aufbaustunden, der Trümmerbeseitigung gab es Abzeichen aber kein Geld. Gestanztes Blech.

Als meine Eltern gestorben waren fanden wir ganze Zigarrenkästen voll mit diesen Abzeichen, die jeweils für 25 oder 50 Arbeitsstunden vergeben worden waren.

Was sie damals nicht wussten war, dass sich in der gleichen Zeitspanne die SED Funktionäre Grundstücke an der Ostsee sicherten und ausbauten. Von wegen Volkseigentum! Einige waren eben immer schon gleicher als die anderen.

Und das sollte auch so bleiben.

Trotzdem als die Lange Straße in Rostock wieder neu aufgebaut worden war, freuten sich auch meine Eltern ehrlichen Herzens, weil sie mit der Trümmerbeseitigung einen eigenen Beitrag erbracht hatten. Man musste diesen Stolz nicht künstlich fördern, er war vorhanden. Und er wurde dann auch immer wieder politisch genutzt. Den einzigen politischen Konflikt in unserer Familie, den ich mitbekommen habe, war am

17.Juni 1953.

Meine Mutter schloss meinen Stiefvater im Schlafzimmer ein. Was ich besonders lustig fand. Ich war damals 6 Jahre alt.

Das ist nicht sehr lustig war, merkte ich an den Tränen meiner Mutter.

Sie hatte ihren Mann eingeschlossen damit er nicht zur Neptun Werft demonstrieren gehen konnte.

Dort schossen die Russen auf die Werftarbeiter.

Ihre heraus geschriene Begründung: Du bist nicht gesund aus dem Krieg gekommen, damit sie dich jetzt erschießen, habe ich bis heute nicht vergessen.

Vielleicht war meine Mutter auch besonders ängstlich, weil ihr Vater, der als Soldat im Ersten Weltkrieg invalid geschossen worden war, in der Nazizeit aus seiner sozialdemokratischen Einstellung keinen großen Hehl machte.

Besonders nicht, wenn er getrunken hatte, um seine Schmerzen zu betäuben.

Immer wieder erlebte meine Mutter die Angst ihrer Mutter, dass der Mann oder die Familie wegen seiner abschätzigen politischen Bemerkungen abgeholt werden könnte.

Diese Konflikte wollte sie nicht.

Deswegen wurden politische Themen in unserer Familie auch fast immer ausgeblendet. Nur keinen zusätzlichen Konfliktstoff!

Vielleicht waren meine Eltern auch deshalb nicht besonders systemkritisch.

Sie lebten in diesem System, bei allen bestehenden Schwierigkeiten, materiell besser als ihre Großeltern und Eltern.

In ihrer Kindheit hatten sie die Inflationsjahre erlebt und überlebt.

Meine Mutter war immer ganz stolz darauf, dass sie und ihre Familie nie zu hungern brauchten.

Das war übrigens auch eines ihrer immer wieder auftauchenden Argumente: Aber hungern muss bei uns in der DDR keiner.

Auf der Schulbank neben mir blieb der Platz frei. Nachbarn waren in der Nacht in den Westen geflohen. Als ich das zu Hause erzählte, noch voller Trauer um meinen Freund, da kam wieder ihr Argument: Aber hungern muss bei uns in der DDR keiner. Mit anderen Worten, wenn man hier satt wird, gibt es keinen Grund wo anders hinzugehen.

Punkt! Ende der Diskussion!

Mein Stiefvater, dessen Vater Kommunist und Alkoholiker war, hatte dagegen eine entbehrungsreiche Kindheit verlebt. Seine Mutter war früh gestorben.

Als sein Vater wieder heiratete, kamen zu seinen sechs Geschwistern noch fünf neue Stiefgeschwister dazu.

Unter Tränen schilderten seine großen Schwestern bei jedem Familientreffen, wie sie heimlich getrickst und gestohlen hatten um an Lebensmittel zu kommen, damit die jüngeren Geschwister nicht ständig vor Hunger wimmerten oder gar verhungerten.

Ihre Jugend hatte diese Generation in der Nazizeit und im Krieg zugebracht.

Jetzt wollten sie in Frieden leben und sie wollten ihren Frieden haben.
Und da sie schon Schlimmeres in einem anderen System erlebt hatten, machten sie ihren Frieden auch mit diesem System DDR.

Nur in die SED wollten sie nicht, dass überforderte ihre Loyalität.
Ich war selbstverständlich in den Jungen Pionieren, folgerichtig in der FDJ. , der GST "Gesellschaft, Sport und Technik", im FDGB "Freier Deutscher Gewerkschaftsbund" und im DSF „ Deutsch Sowjetische Freundschaft“..
Überall bin ich folgerichtig und unkritisch hineingeboren worden. Es war wie bei den Meisten sobald man das Alter hatte, unterschrieb man und war Mitglied in diesen Organisationen. Dadurch gehörte man auch zur Mehrheit und hatte zwangsläufig auch immer recht.

Denn nur die Mehrheit kann ja auch die Wahrheit haben.
Dachten wir!

Aber es war ja nicht der einzige Kurzschluss im Denken und nachdenken
Dieser Mechanismus schützte auch vor kritischen Fragen oder kritischem Nachdenken.
Außerdem gab es für alle auch nur ansatzweise kritischen Nachfragen das globale alles erschlagende Argument: Bist für den Frieden oder bist du für den Krieg!
Natürlich für den Frieden.

Aber der Garant für den Frieden, das wussten wir alle, war nur das kommunistische System.

Schön, wenn die Welt so einfach begreifbar gemacht wird.
Leid tat mir in der fünften Klasse die schöne lustige blondbezopfte Pfarrerstochter.
Was wir damals, Gott sei Dank , alle nicht ahnten und wussten, 1967 nahm sie sich nach einem missglückten Fluchtversuch, von Freunden verraten, im Berliner Stasi-Gefängnis das Leben.

Sie durfte kein Mitglied der Jungen Pioniere sein. Ihre Eltern hatten es nicht erlaubt.
Immer wieder wiesen Lehrer und Pionierleiter auf die reaktionäre Einstellung der Pfarrers Familie hin.

Ein verbaler Schandpfahl.
Gott sei Dank hatten wir nicht solche Eltern.
Und mit der Kirche hatten wir auch nicht zu tun. Wir gehörten zu den Fortschrittlichen.
Sie nicht.
Sie nahm es gelassen und behielt trotz dem ihre lebenslustige Ausstrahlung. Obwohl sie nicht an den Pionierveranstaltungen teilnehmen durfte.

Die Mitgliedschaft in diesen Organisationen hatte auch ihre Vorteile. Einmal in der Woche konnten wir als Junge Pioniere in das Clubhaus der Rostocker Neptunwerft gehen um kostenlos Filme zu sehen.

Etwas sehr besonderes, in einer Zeit, in der Fernsehapparate in Privathaushalten noch Mangelware waren.

Natürlich bekamen wir sehr ausgesuchte Filme zu sehen. Meist sowjetische Kriegsfilme. In dem Film "Partisanen" nach einem Buch von Iwanow, hatte mich besonders eine Szene beeindruckt. Als die jungen, schönen und tapferen Partisanen von einer Erkundungstour aus dem deutschen Armeelager zurückkommen, weist der Kommandeur eine gründliche körperliche Reinigung an. Sein Argument: sonst schleppt ihr noch die deutschen Läuse an. Als ich abends zuhause das Argument des Kommandeurs aus dem Film wiederholte, war das schlagende Argument meines ansonsten wortkargen Stiefvaters eine Ohrfeige. Nichts gegen den DDR Staat.

Aber die Läuse gehört nun einmal zu den Russen.

Das zu dieser Zeit in

der Schule gerade mit einem Läusekamm unsere Haare untersucht wurden, machte ihn in seiner Haltung nicht nachdenklicher oder nachgiebiger.

Im Haushalt meiner Eltern gab es nur zwei Bücher.

Den Reclam Opernführer und "Ben Hur". Beide Bücher kannte ich fast auswendig.

Mein Stiefvater war der Meinung, lesen hält nur von der Arbeit ab.

Unkraut jäten, Kaninchenfutter besorgen, Holz hacken, saubermachen und auf die Geschwister aufpassen waren angesagter.

Also las ich in den Buchhandlungen, schnell und effizient.

Immer ein wenig dabei von den Verkäuferinnen belauert.

Also merkte ich mir die Seite, an der ich meist mit der Bemerkung "Junge, willst du das Buch jetzt kaufen oder nicht?" unterbrochen wurde, um genau dort in der nächsten Buchhandlung weiterzulesen. Bis zur nächsten Unterbrechung.

Diese Erlebnisse konnte mir kein Deutschunterricht bieten.

Diese Lesesucht hält übrigens bis heute an. Obwohl alle unsere Bücherregale überladen sind, Bücher faszinieren mich noch immer.

Habe ich eigentlich schon gesagt, dass ich dafür auch schon mal die Schule schwänzte.

Nicht nur einmal sonder immer öfter, denn auch die alten Speicher am alten Hafen in Rostock und der Strand in Warnemünde waren verlockend.

Einer der Gründe, warum ich dann mit einem Zeugnis aus der 8. Klasse entlassen wurde und mit 15 Jahren auf dem Bau als Hilfsarbeiter anfang. Steine, Rohre und Ziegeln zu schleppen über schwankende Gerüste. Ich beneidete alle, die zur Schule gehen durften. Späte Einsicht!

Diese schwere Zeit war vorbei, als ich ein Jahr später eine Lehre bei der Deutschen Reichsbahn beginnen konnte. Dort wurde ich bald bester Lehrling und mit 18 Jahren – als Aushängeschild des Jugendplans: „Der sozialistischen Jugend mehr Verantwortung“-jüngster Stellwerksmeister der DDR auf dem Grenzbahnhof Warnemünde.

2 Jahre später war ich Fahrdienstleiter.

1967 fahre ich mit einem Freifahrschein der Deutschen Reichsbahn nach Prag.

Damals war ich 21 Jahre. In diese Stadt und in Marta habe ich mich damals verliebt.

Ein tiefer emotionaler Bezug. Denn Liebe öffnet ja immer die Augen.

Die heißen politischen Auseinandersetzungen über einen reformierten demokratischen Sozialismus habe ich intellektuell damals nicht verstanden.

Da die Diskussionen vor allem von Studenten und Schriftstellern ausgingen ging das auch vielen meiner damaligen tschechischen Freunde so.

Liberalisierung ,Pressefreiheit ,Pluralismus, Freiheit der Gewerkschaften ,Streikrecht, Versammlungsrecht , Aufhebung der Zensur, Reisefreiheit das las ich in politischen Zeitungen auch auf deutsch .

Aber es bewegte mich nicht besonders, denn erstens hatte ich es noch nie vermisst und zweitens war ich erstaunt, das es im Sozialismus so viel Probleme geben sollte.

Aber da niemand den Sozialismus abschaffen wollte zumindest erklärte das keiner sondern ihm ein menschlicheres Antlitz verpassen, das gefiel mir schon sehr.

Prag war damals im Aufblühen innerhalb der sozialistischen Staaten.

Es war eine heitere offene Atmosphäre. Das Leben war bunter und verbannte die Langeweile aus dem Alltag.

Ich konnte Musik hören die in der DDR noch die Musik des Klassenfeindes war Beatles Filme sehen. Bücher kaufen, die es in der DDR nicht gab. Es war insgesamt eine lockere, leichte und lebenslustige Atmosphäre des Sozialismus, wie ich sie aus der DDR nicht kannte.

Abends saßen wir in der Schwarzbierkneipe „ U Fleku“ mit jungen Österreichern, Westdeutschen, Italienern, Engländern und Amerikanern zusammen alles Länder, aus denen ich noch nie jemanden kennen gelernt hatte die so lebenslustig feierten, das man ihnen die Probleme des Kapitalismus nicht gleich ansah.

Wir waren jung und die Welt schien offen. Obgleich ich wusste, dass ich ihre vielen Einladungen nicht annehmen konnte, obwohl ich mit meinen Eisenbahnfahrscheinen umsonst gefahren wäre.

Der Gedanke an Reisefreiheit wurde langsam verführerisch.

Es sind wohl die selbst empfundenen Defizite, die sich in unserer politischen Überzeugung langsam aber sicher niederschlagen.

In Prag war alles von einem Hauch von Freiheit umweht.

Langsam begann ich in der DDR die reglementierte Strenge des von Moskau diktierten Sozialismus zu hinterfragen.

Deshalb, immer wenn es meine freie Zeit zuließ und ich eine Reisegenehmigung bekam, war ich in Prag.

Wegen der Stadt, wegen Marta und der freien Atmosphäre.

An der Grenze gut kontrolliert, besonders nach Zeitschriften und Tonbändern untersucht, kam ich dann wieder in meiner sozialistischen Heimat an.

Dann kam der 21.8.1968.

In der Nacht vom 20. auf den 21. August 1968 hatte ich in Warnemünde auf dem Stellwerk Dienst.

Es war eine laue Sommernacht bei ruhiger See.

Zur gleichen Zeit, als ich gegen 23:00 Uhr den Rangier Betrieb mit dem dänischen Fährschiff „Kong Frederik“ beaufsichtigte, sendete in Prag drei sowjetische Militärtransporter einen

Notruf an den zivilen Flughafen in Prag. Sie baten um Landeerlaubnis, die abgelehnt wurde, da sich ganz in der Nähe ein militärischer Flughafen befand. Die Flieger landeten somit ohne Genehmigung auf dem Flughafen.

An Bord waren sowjetische Fallschirmjäger die sofort begannen, den Flughafen zu sperren. Nachdem der Flughafen unter deren Kontrolle war, landeten im Minutentakt russische Truppentransporter und luden Panzer und Geschütze aus.

In dieser Nacht sind die Russen und ihre Verbündeten aus Polen, Bulgarien und Ungarn in die Tschechoslowakei einmarschiert. Die Polen marschierten auf dem Landweg über Hradice Kralove ein.

Sie waren schon lange vorher an den Grenzen stationiert worden, um angeblich ein Manöver gegen die NATO vorzubereiten.

Nur die Truppen der DDR NVA durfte trotz der Bitten des damaligen Staatsratsvorsitzenden Ulbricht an Breschnew, nicht am Einmarsch teilnehmen.

Die sowjetische Führung hatte auf den Einsatz der NVA Einheiten verzichtet, weil tschechoslowakische Funktionäre zuvor darum gebeten hatten. Der Einsatz deutscher Soldaten 30 Jahre nach der Besetzung der Tschechoslowakei durch die Wehrmacht wurde als gefährliche Provokation empfunden. Nicht schon wieder deutsches Militär in Prag.

Aber diese Zusammenhänge kannte ich damals noch nicht.

Woher auch, sie waren nicht bekannt.

Fassungslos hörte ich die Nachtnachrichten des verbotenen NDR auf dem im Dienst verbotenen Radio, die auch die Hilferufe der tschechischen Opposition weiter verbreiteten.

Von Toten und Verletzten und Widerstand war die Rede.

Es war Krieg im Sozialismus.

Sozialisten gegen Sozialisten.

Meine selbstverständlichen sozialistischen Überzeugungen bröckelten In dieser Nacht ab.

Der Funkturm auf dem Jeschken bei Liberec, war übrigens der letzte, der von den Okkupanten abgeschaltet worden war. Ich sehe ihn jetzt jeden Tag von Zittauer Gebirge aus.

In dieser Nacht begriff ich, dass ich zwar noch jung war, die Welt aber nicht mehr offen.

Um 6:00 Uhr morgens war meine Schicht zu Ende.

Beinahe zeitgleich war die Staatskanzlei von Alexander Dubček, der politischen Leitfigur des Prager Frühlings, von russischen Fallschirmjägern besetzt worden.

Sie hatten den Auftrag, ihn nach Moskau zu bringen. Dort wurde er ins Gefängnis gesteckt.

Vorher gelang es ihm noch seinem Bürochef eine Tasche mit Dokumenten zu übergeben, die den Russen nicht in die Hände fallen sollten. Er wusste nicht, dass der schon lange für den KGB arbeitete.

Wie menschlich der Sozialismus geworden war, kann man an der Tatsache ablesen, dass Dubček nicht erschossen wurde, sondern sein Lebensunterhalt als Waldarbeiter verdienen durfte. Das wurde im politischen Westen schon als Zeichen der Entspannung gesehen.

Aber auch das wusste ich selbstverständlich in dieser Nacht noch nicht.

Nach der Schicht wurde eine Versammlung vom SED Parteisekretär einberufen. Alle mussten daran teilnehmen. Dann sollten wir wie es in der DDR üblich war gleich unterschreiben, dass wir den Einmarsch für richtig hielten, da er der Rettung des Friedens diene.

Mir fiel ein Satz ein, dem ich im tschechischen Auslandsjournal "Im Herzen Europas" gelesen hatte.

"Der Mensch hat nicht solange sprechen gelernt, um sich dann das Sprechen verbieten zu lassen". (Prochazka)

Ich habe mich damals als Einziger geweigert zu unterschreiben.

Draußen klopften mir einige Kollegen auf die Schulter. Stimmt, meinten sie, man hätte nicht unterschreiben dürfen. Aber deswegen einen Konflikt riskieren. Nein!

2 Tage später fand bei mir eine Hausdurchsuchung statt.

Ich würde nicht verhaftet, sondern nur zugeführt. Zur Klärung eines Sachverhalts, bei dem Staatsicherheit oder Volkspolizei nie etwas begründen mussten.

Allerdings konnte die Klärung eines Sachverhalts auch Monate, bei gleichzeitiger Festsetzung im Gefängnis, dauern.

Kein Richter musste darüber entscheiden. Kein Rechtsbeistand wurde zugelassen. Keine Familie wurde informiert.

Ich hatte Glück. Nur 2 Tage!

Meine über die Jahre dann sehr angeschwollene Stasi-Akte bekam ihr erstes Blatt.

Ich trat aus Trotz und aus Protest aus allen Organisationen aus.

Es war aber schwierig in der DDR aus Organisationen auszutreten, denn eines gab es nicht in der DDR: Austrittsformulare.

Man sagte mir: "Du stellst halt die Zahlung ein." So habe ich die Zahlungen eingestellt und war kein Mitglied mehr.

Auf dem Grenzbahnhof durfte ich aus ideologischen Gründen nicht mehr arbeiten.

So hat man mich staatlicherseits in eine nicht gewollte aber überfällige politische Nachdenklichkeit getrieben.

Aber es gab auch zutiefst persönliche Enttäuschungen. Auf einmal rückten Freunde ab.

Auch im eigenen Elternhaus verstand keiner meine Entscheidung. Meine Mutter war der Meinung, ich hätte selbst meine berufliche Karriere vernichtet. Womit sie ja Recht hatte.

Ich hatte dann großes Glück. Nachdem Marta in Prag mit ihren Eltern nach Kanada emigriert war, habe ich meine spätere Frau kennen gelernt, die aus einem christlichen Elternhaus kommt.

Sie hat mich mit Studenten der evangelischen Studentengemeinde zusammengebracht.

Ich habe dann über eine Sonderreifeprüfung – in der ich verschwiegen habe, dass ich keinen

Abschluss der 10. Klasse hatte die Zulassung zum Theologiestudium bekommen.

In der Bundesrepublik Deutschland wäre ich niemals Theologe geworden.

Der existentielle Anlass hätte gefehlt.

Den gab es in der DDR in einer ganz brisanten Weise. Weniger durch die Erleuchtung der Bibel ich bin auch sehr spät, mit 23 Jahren, konfirmiert worden, sondern eher durch Dietrich Bonhoeffer, und durch Menschen, die aus christlichem Bewusstsein menschlich Diktaturen widerstanden haben. Damit konnte ich wieder leben.

Und so habe ich mich langsam von dieser DDR Ideologie wegentwickelt, ohne ein Staatsfeind zu sein, den man gerne aus mir machen wollte.

Ich hatte noch viel Hoffnung für die DDR und ihr verbesserungsfähiges menschliches Antlitz, weil ich inzwischen die Forderungen des Prager Frühlings verstanden hatte.

Nachklang (1)

1980. Ich bin Pfarrer an der wunderschönen Bergkirche in Oybin, dicht an der tschechischen Grenze. Im März besuchen mich zwei Mitarbeiter des DDR Fernsehens. Sie wollen Konzerte mit den weltberühmten „Prager Madrigalisten“ aufzeichnen und bitten um die Genehmigung auch in der Kirche drehen zu dürfen. Den Mut, 1980 in einer Kirche drehen zu wollen, muss ich natürlich unterstützen und sage zu.

So lernte ich den Musikwissenschaftler und Gründer der „Prager Madrigalisten“ Professor Miroslav Venhoda kennen.

Ein sehr sympathischer älterer Herr. Meine Frau und ich laden ihn zu uns ein.

Er steht abends pünktlich vor der Tür. Unter den einen Arm hat er eine Flasche Wein, unter dem anderen seine Hausschuhe geklemmt. Denn selbstverständlich zieht man seine Straßenschuhe vor der Wohnungstür aus.

Wir reden über Gott und die Welt und meine Erlebnisse 1968 in Prag.

Er sagt, dass er schon geahnt habe, dass er zu den richtigen Leuten käme.

Dann erzählt er über die Folgen von 1968.

Von seinem Schwiegersohn, der als junger Arzt 1968 eine Mediziner Gewerkschaft gründen wollte, und dann 1970 auf ein kleines böhmisches Dorf verbannt wurde, dass er seitdem bei Androhung von Gefängnisstrafe nicht verlassen durfte. Dafür werden alle seine Besucher vom Geheimdienst registriert.

Es ist die Stunde der Denunzianten und Emporkömmlinge.

Er erzählt davon, dass die Repressionen selbst vor dem Tod nicht halt machen. Als ein Freund von ihm ein sehr prominenter tschechischer Wissenschaftler gestorben war, durfte der Zeitpunkt der Beisetzung in der Todesannonce nicht genannt werden. Er hatte sich 1968 zu sehr politisch engagiert.

Damit die Angehörigen nicht seine Freunde und politisch

Gleichgesinnten zur Beisetzung einladen konnten, wurde ihnen der Telefonanschluss abgeschaltet. Als der Geheimdienst dann mitbekam dass die Familienangehörigen es aus Telefonzellen versuchten, bekam die Familie abends nach 20:00 Uhr die Mitteilung, dass aus technischen Gründen die Beisetzung schon morgens um 7:30 Uhr statt 17:00 Uhr

nachmittags stattfinden müsste.

Er erzählt von weltbekannten Künstlern und Wissenschaftlern, die nicht mehr auftreten und arbeiten dürfen. Wenn sie eine andere Arbeit suchen, verhindert der Sicherheitsdienst dass sie welche finden. Sie arbeiten in den städtischen Abwasserkanälen und Müllbetrieben, putzen Fenster oder arbeiten als Heizer und Hausmeister. Ihre Kinder dürfen nicht studieren. Gemeinsam war ihnen, dass ihnen selbst der Zugang zu öffentlichen Bibliotheken versperrt wurde.

Oder sie werden auf Dörfer verbannt, die sie nicht verlassen dürfen.

Niemand darf über sie schreiben, nirgendwo dürfen sie erwähnt werden

sie sollen totgeschwiegen werden. Deswegen wird über sie nur noch geflüstert.

Er erzählt, wie die Charta 77 Mitverfasser ist Vaclav Havel unter der Hand an Freunde weitergereicht wird,

und wie die kommunistische Partei medienwirksam im Prager Nationaltheater eine Gegenveranstaltung organisiert hat, an der hunderte tschechische Künstler und Intellektuelle mehr oder minder freiwillig teilgenommen hatten um eine Anticharta zu verabschieden.

Tausende unterschrieben sie in den nächsten Wochen.

Karel Gott versprach dort; mit noch schöneren Melodien ein Beitrag für den Marsch in ein glückliches Leben des Vaterlandes zu leisten.

Das alles erzählt Professor Venhoda nicht laut und anklagend, sondern leise und ein wenig ironisch, wie einer, der weiß dass nichts Bestand in dieser Welt hat.

Wir frotzeln noch ein wenig über Karel Gott. Was wäre aus ihm geworden, wenn er sich nicht dem System zur Verfügung gestellt hätte?

Venhoda grinst in sich hinein und meint, dass uns dann unersetzliche Gottsche Kunstwerke verloren gegangen wären weil man dann im tschechischen nichts mehr von ihm gehört hätte.

Und nach einer Weile fügt er ironisch hinzu: Das kann einen den Sozialismus beinahe schon wieder sympathisch machen.

Später erzählt dann noch vom "Prager Winter". Einer Konzertreihe in Prag.

Im Nationaltheater wird die Janacek Oper „Libuse" gespielt. Die sagenhafte Gründerin Prags Libuse prophezeit erschütternd: Ihr geliebtes tschechisches Volk werde zwar durch die Hölle müssen, aber es werde nie untergehen. Das klang schon in den Tagen der nationalsozialistischen Besatzung gefährlich.

Jetzt kommt bei diesen Worten schütterer Beifall auf. Von den wenigen Tschechen, die Eintrittskarten bekommen haben. Es ist zwar ein nationales tschechisches Festival, aber die Tschechen haben da kaum Zutritt .Es geht nicht nur um Kultur sondern auch um Devisen.

Deshalb sitzen im Zuschauerraum nur Österreicher Amerikaner und Westdeutsche.

Westliches Bildungspublikum eben das allerdings die Zusammenhänge nicht begreift.

Deshalb auch nur schütterer Beifall.

Spät nach Mitternacht geht er wieder in sein Hotel. Das fällt natürlich auf und wird von eifrigen Fernsehleuten an die Staatssicherheit nach Berlin und von dort aus nach Prag weiter gemeldet.

Bevor die Dreharbeiten beendet sind, lädt er uns für die Schul Ferienwoche darauf in sein kleines Bauernhaus in einem böhmischen Dorf ein.

22 Häuser, 16 Milchkanen und eine kleine Kneipe.

Gut und intensiv kontrolliert an der Grenze gehen wir abends zusammen nach unserer Ankunft in die Dorfkneipe.

Der Wirt begrüßt uns schon vor der Tür und sagt: Sie sind schon da!

Professor Venhoda meint, lasst uns über Musik reden, davon verstehen sie nichts.

Als wir die Kneipe betreten, sitzen hinten an einem Eck Tisch zwei Geheimdienstleute aus Prag. Seltsam, diese Typen sehen überall gleich aus.

Wir essen und trinken und reden lange über Musik.

Über diesen Abend habe ich in meinen Akten kein Protokoll gefunden. Offensichtlich war man in den Stasizentralen in Berlin oder Prag an kulturellen Dingen nicht so sehr interessiert.

Leider ist Professor Miroslav Venhoda am 10.5.1987 gestorben.

Wir hätten 1989 noch gerne mit ihm im „U Kalicha“ bei unserem Freunden Tomas und Pavel Töpfer darauf angestoßen, dass die Geschichte Gott sei Dank! keine Sieger kennt.

Es hätte Professor Venhoda bestimmt erfreut, dass die Hausmeisterposten 1989 in Prag wieder neu umbesetzt wurden. Einige der Dissidenten, die sie innehatten, wurden zum Minister berufen oder nahmen wieder führende Posten in der Gesellschaft an. Dafür nahmen dann einige der der alten kommunistischen Parteigarde ihre Plätze als Hausmeister ein.

Manchmal könnte man glauben, Gott sei ungeheuer ironisch.

Nachklang (2)

Mai 2008.

Mit sehr sympathischen, in der Euregio sehr engagierten jungen Tschechen sitze ich auf dem Marktplatz in Liberec (Reichenberg) vor einem Kaffee.

Sie sind alle nach 1970 geboren.

150 m von uns entfernt an der Vorderfront des herrlichen Rathauses erinnert eine Gedenktafel mit neun Gliedern einer Panzerkette an die Opfer von 1968.

Jedes Glied dieser Panzerkette trägt einen Namen.

Gegen 7:45 Uhr eröffnete ein sowjetisches

Spezialkommando am 21.8.1968 von einem Schützenpanzerwagen aus das Feuer auf vor dem Rathaus versammelte Demonstranten. Sechs Menschen starben, mehr als 40 wurden verwundet. Gegen Mittag fuhr ein Panzer in ein Haus (gegenüber dem Rathaus) und brachte Teile davon zum Einsturz. Dabei kamen 3 Menschen ums Leben.

Trotz dieser Schocks gab es etliche, die mit viel Einfallsreichtum ihren Protest fortsetzen. Sie nutzten Lücken in der Marschkolonnen der Sowjetarmee, um an Kreuzungen ohne (sowjetische) Regulierungsposten den Armee Tross erfolgreich in falsche Richtungen umzuleiten.

So fuhren die sowjetischen Schützenpanzerwagen in alle Richtungen, nur nicht

nach Prag. Am 23. August waren sämtliche Straßenschilder der Innenstadt ausgetauscht.

Jede Straße hieß nun "Dub ekova ulice" (Dubcekstrasse). Damit wollten sie den Okkupanten die Orientierung nehmen, andererseits aber auch die Verbundenheit mit Parteichef Dubcek zeigen.

Ich rede mit den jungen Tschechen über diese Zeit.

Sie wollen unbedingt an dieses Ereignis 1968 erinnern. Aber sie haben ein Problem. Sie finden kaum Zeitzeugen.

Die Ereignisse des Prager Frühlings sind bei uns nicht sehr populär, sagt der eine.

Und ein anderer ergänzt,

es ist er gar nicht so einfach aus dieser Zeit Helden und Demonstranten von Mitläufern und Angepassten zu unterscheiden,

Oftmals würden die Lebensläufe beides hergeben. Wenn man neben dem Ereignis 1968 auch das vorher und hinterher in den Lebensläufen berücksichtigt.

Was wäre zum Beispiel, fragt einer, wenn unter den neun Toten

ein Geheimdienstspitzel gewesen wäre, der eigentlich den Auftrag gehabt hätte die anderen Demonstranten zu bespitzeln und so zufällig von seinen eigenen Auftraggebern erschossen worden wäre?

Wie wäre er einzuordnen? Als Held oder als Denunziant?

Ich zitiere den polnischen Schriftsteller Stanislaw Lec:

Geradlinige passt in den Kurven auf!

In unseren eigenen Biografien ist doch auch von allem etwas anzutreffen.

Heldentum hat man nicht auf Vorrat.

Wobei Helden nie besonders beliebt sind, es sei denn, sie treten im Film auf. Im realen Leben führen sie den anderen doch nur ihr Versagen vor und machen ihn ein schlechtes Gewissen. Wer will das schon aushalten?

Aber es gibt zugespitzte geschichtliche Situationen, wo wir von unseren eigenen Überzeugungen geleitet, instinktiv das Richtige tun.

(Was sich hinterher als sehr dumm herausstellen kann, weil es unser Leben und unsere Karriere verändert hat.)

Nur das alles setzt voraus, dass man eine Überzeugung hat.

Eine Überzeugung, die auf Wertigkeiten basiert.

Vielleicht kann man sich so den geschichtlichen Ereignissen von 1968 am ehesten nähern.

Für welche Werte gingen die Demonstranten 1968 auf die Straße, riskierten ihr Leben oder ihre Lebensentwürfe?

Und kann man ohne solche Werte in einer Gesellschaft lebt, in der die Mitmenschlichkeit abbröckelt, in der sich Menschen erst unterwerfen müssen, um sich dann zu verkaufen.

Man hat nie alle richtigen Antworten auf alle Fragen parat.

Man muss sie sich selbst arbeiten.

Manchmal kann man auch die Richtigen fragen.

Nur dazu muss man sie ausfindig machen! Selbst auf die Suche gehen!

Sehr gerne wird davon gesprochen dass man ein Licht anzünden müsste in der Gesellschaft, damit es heller und wärmer wird.

Am 16. Januar 1969 gab es eine Fackel Nummer Eins.

10 Studenten der philosophischen Fakultät in Prag hatten sich zusammen getan, weil sie philosophisch nicht mehr über das reden durften, was noch vor dem 21. August möglich war. Ihre Wahrheitssuche war in Gefahr. Es waren gesunde kluge junge Leute, die niemanden aufnahmen, der psychische Probleme hatte.

Nicht aus Überheblichkeit, sondern aus der Furcht, das die kommunistische Propaganda sie als Psychopathen in der Öffentlichkeit darstellen könne.

Sie wollten ein Zeichen setzen. Es wurde gelost.

Die Fackel Nummer Eins hieß Jan Palach. Er war 21 Jahre.

Am 16.1.1969 gegen 15:00 Uhr übergoss er sich am Prager Wenzelsplatz mit Benzin und zündete sich an. Zwei Tage später starb er.

Einige Monate zuvor hatte sich am 8. September 1968 der Pole Ryszard Siwiec in Warschau als Protest gegen den Einmarsch verbrannt. Die kommunistische Verschweigenstaktik funktionierte so gut, so dass es selbst heute kaum noch jemand weiß.

Auch deshalb muss daran erinnert werden, weil sonst jene gewinnen würden, die die Menschenrechte mit Panzerketten zermalmt und die Menschen mental zu kleinen verfügbaren Zwergen machen wollten.

Denn das will doch bestimmt keiner von uns sein.

Nachklang (3)

20.08.2008 in Liberec

Ich war sehr gespannt. Eine Fotoausstellung in Liberec, die an den 21.8.1968 erinnern sollte, wurde am Vorabend eröffnet. Ein wichtiger Prager Politiker dessen Wichtigkeit an der Blaulichtkolonne erkennbar war hielt die Rede. Junge Journalisten, genauso desinteressiert wie die meisten ihre Hörer und Leser, interviewten bekannte Persönlichkeiten, die zu dem Tag zwar keinen Bezug hatten ,nur da waren und wie immer etwas zu sagen hatten.

Hinterher gab es so Sushi und Wein, Bier, Saft, dunklen Espresso und nette Gespräche. Ein Gedenk Termin war wieder abgehakt.

Allerdings nicht für alle! Obwohl sie nicht im Übermaß beachtet wurde, war diese Gruppe kaum zu übersehen. Sie waren alt geworden. Aber der 21.8.1968 war ihr gemeinsamer Schicksalstag, weil sie sich dem Einmarsch der Russen in ihre tschechische Heimat widersetzten. Sie kannten sich nicht alle, denn der Widerstand war unorganisiert.

Da war der damals noch junge, vom menschlichen Kommunismus überzeugte Lehrer, der wegen antikommunistischer und antisowjetischer Hetze aus dem Schuldienst entlassen wurde und bis 1989 als Bauarbeiter arbeiten musste. Er hatte mit anderen zusammen sämtliche Straßenschilder der Innenstadt ausgetauscht.

Jede Straße hieß nun "Dub ěkova ulice" (Dubcekstrasse).Damit nahmen sie den Russen die Orientierung und sich selbst die Aussicht auf Karriere.

Da war die Frau, deren ältere Schwester erschossen wurde, als früh um 7:45 Uhr aus einem russischen Panzer –ohne Vorwarnung das Feuer auf die vor dem Rathaus friedlich versammelten Demonstranten eröffnet wurde. Sie wäre jetzt 66 Jahre alt, sagt sie mit leiser Stimme. Ihre Eltern sind nicht nur am Tod der Tochter verzweifelt, sondern auch an der Tatsache, dass Kommunisten Kommunisten umgebracht haben .

Als der Vater diesen Kummer zu öffentlich machte, bekam er vom Geheimdienst den Hinweis, doch wenigstens

noch an die Zukunft der noch verbliebenen Tochter zu denken .

Da verstummte er ganz.

Da war der jetzt 73 jährige, der damals als tschechischer Militärfotograf die spektakulären

Fotos von dem Panzer machte, der auf dem Rathausplatz ein Wohnhaus zum Einstürzen brachte. Aus dem Büro der Kommunisten wurde das Bild in die Welt gefaxt. Später fahndete der Geheimdienst nach dem Fotografen, den die Angst vor der Entdeckung nie verließ. Er hatte die Negative in einer Kassette im Museum versteckt, wo er sie 1989 wieder hervorholte.

Jetzt können sie alle sehen, wenn sie denn wollten und dabei lernen – es gibt keine Helden, aber Situationen, wo wir von unseren eigenen Überzeugungen geleitet, instinktiv das Richtige tun müssen.

Denn Zivilcourage brauchen wir immer!

September 1976

Am 18. August 1976 verbrannte sich in Zeitz Pfarrer Oskar Brüsewitz als Protest gegen den Unterdrückungsmechanismus des DDR Regimes.

Daraufhin wurde er in der kommunistischen Schmähpöste „Neues Deutschland“ verleumdet und als geistesgestört dargestellt. Die in der Kirche tätigen IMs der Staatssicherheit verstärkten diese Aussagen.

Ich war zu der Zeit Pfarrer in Oybin und Studentenpfarrer in Zittau.

Wobei mir klar gemacht wurde, dass ich Hochschule und Internate nicht betreten durfte. Wenn ich in der hochschuleigenen Kneipe ein Bier trinken wollte, wurde ich nicht bedient. Später wurde dieses Verdikt aufgehoben.

Ich habe aus den zahlreichen Berichten der Staatssicherheit einen gefunden, aus dem ich kurz zitieren möchte: „Am Dienstag, den 10.11. 1982 war ich in der Studentengemeinde Dresden zum Vortrag „Du sollst nicht töten“ des Pfarrers Eggert aus Oybin. In diesem Zusammenhang sprach er auch davon, dass diese Gesellschaft sich ein Feindbild selbst schaffe, um das Volk auf die Seite seiner Führung zu bringen. So meinte er, dass wir in der DDR auch unsere Feinde brauchen, auf die wir die Verantwortung von 30 Jahren Wirtschaftsschwierigkeiten schieben können. Der Frieden existiere nur zurzeit noch unter Androhung von Angst und Gewalt. So meinte Eggert, dass wir ja auch in der DDR Institutionen haben, die von der Angst anderer leben. Was eine eindeutige Anspielung auf das MfS war.“ Das ist doch erstaunlich. Ich hatte es gar nicht gesagt und der Spitzel war von alleine darauf gekommen, dass nur das Ministerium für Staatssicherheit gemeint sein könnte...

„Zu seinem Vortrag waren ca. 300 Personen erschienen, die begeistert zuhörten und auch bei lustigen Anmerkungen, wie zum Beispiel über das MfS (siehe oben) in Heiterkeit und Fußtrampeln ausbrachen.“ Man kann ja heute ein wenig lächeln über diese Berichte. Aber wenn ich den Studenten in einem neuen Semester immer sagte: „Der Heilige Geist und die Staatssicherheit sind allgegenwärtig. Vom Heiligen Geist glauben wir das, von der Staatssicherheit wissen wir das.“, dann war das ja auch immer als Warnung gemeint. Wir waren nie allein.

Am ersten Septemberwochenende 1976 hängte ich öffentlich in die Schaukästen folgende Einladung zum Gottesdienst:

Da das Neue Deutschland falsche Informationen über den Tod des Pfarrers Brüsewitz bringt, geschieht am

Sonntag um 9.30 Uhr im Gottesdienst eine Richtigstellung.

Viermal wurden die Plakate entfernt. Ganz offen von der Staatsicherheit, die im Wartburg vorfuhr. Ich erhielt telefonische anonyme Warnungen, an mich und meine Familie zu denken.

Ich bat einen befreundeten Kollegen, den Pfarrer Günther Pilz aus Mittelherwigsdorf, an diesem Sonntag anwesend zu sein, da ich mit meiner Verhaftung rechnete.

Am Sonntagvormittag war der Weg zur Kirche von Parteifunktionären gesäumt, die die ihnen namentlich bekannten Gottesdienstbesucher aufschrieben.

Rund 180 Menschen kamen zum Gottesdienst.

Als wir nachmittags auf unserer Veranda saßen, wunderten wir uns über die vielen Oybiner, die an unserem Haus vorbeigingen und auf die Veranda sahen.

Später hörten wir, dass das Gerücht gestreut worden sein, ich wäre verhaftet worden.

Damit kannte ich die Reaktion der Bevölkerung. Sie war nicht gerade mutmachend.

Trotzdem, in diesen Tagen verlor ich meine Angst und beschloss offen und verantwortlich meine Kritik an dem DDR System anzubringen. Denn ich wollte es verändern. Nicht abschaffen.

In den Folgejahren suchten mich immer mehr Menschen, aus der Ganzen DDR auf, die mit ihren politischen Problemen nicht mehr klar kamen.

September 1980

Ein Ehepaar in Oybin beide Genossen und nicht in der Kirche -lädt mich ein. Sie haben vier Kinder und wohnen schon einiger Zeit im Ort.

An diesem Abend verbrennen sie vor mir ihre Parteidokumente. Sie kommen aus unterschiedlichsten Gründen mit dem System nicht mehr klar und wollen einen Ausreiseantrag stellen. Ich bespreche mit ihnen die Situation und weise sie auf alle Schwierigkeiten hin. Ich frage mich schon lange nicht mehr, ob dieses eine Provokation oder mir gestellte Falle ist. Dann würde ich selbst mich als Pfarrer aller Arbeitsmöglichkeiten berauben.

Sie haben schlechte Wohnbedingungen. Er hängt ein Plakat aus dem Fenster:

Man verweigert uns die Ausreise aus diesem Stall.

Als ich am Haus vorbeikomme, wird er gerade abgeführt. Gegen den Widerstand einiger Stasi-Männer schaffe ich es bis in die Wohnung. Erfolgte Hausdurchsuchung. Alles durcheinander geschmissen, vieles zerstört. Die Mutter und ihre älteste Tochter werden verhaftet. Ich will die anderen Kinder mit zu uns nehmen. Es wird verweigert. Sie kommen ins Heim um jeden Morgen dort daran erinnert zu werden, dass ihre Eltern Verräter sind. Das jüngste Kind 7 Monate alt ist von der Staatsicherheit schon in ein anderes Heim gebracht worden. Der Mutter werden schon im Auto (VEB Backkombinat Dresden steht auf dem getarnten Wagen) die Zähne eingeschlagen, weil sie verzweifelt nach ihren Kindern ruft.

Ich schreibe einen Brief an die SED Kreisleitung, wie ein solches Vorgehen mit dem humanistischen Sozialismus zusammen zu bringen ist. Keine Antwort!

Ich gebe einer Journalistin von der Hamburger Zeit alle Familiendaten.

Zwei Jahre später wird die Familie von der BRD abgekauft.

Kaum dort angekommen besucht sie ein Rentner aus Oybin um ihnen klarzumachen, das der Oybiner Pfarrer nur so viel Einfluss hat, weil er selber für die Staatsicherheit arbeitet. In meiner politischen Seelsorge erfahre ich immer mehr über Gewalt und Demütigung durch das DDR Regime.

Langsam glaube ich nicht mehr an die Möglichkeiten des Sozialismus mit menschlichem Antlitz. Nur was gegen dieses bis an die Zähne bewaffnete Regime setzen? Meine Überlegungen bewegen sich jetzt in die Richtung.

Kommunalwahlen im Mai 1989: Am Anfang verstand ich die Empörung über die Wahlfälschung nicht. Denn die Wahlen waren doch immer gefälscht worden. Aber der Versuch, den DDR Staat mit seinen verlogenen blumigen Aussagen über Frieden, Völkerfreundschaft und das menschlichste und wahrhaftigste System ernst zu nehmen, um ihn dann mit sich selbst zu konfrontieren, das war genial und läutete das Ende der DDR ein. Wir maßen die DDR an ihren eignen Aussagen. Denn der Kaiser war schon seit Jahren nackt, wie es ein Märchen von Andersen bebildert. Aber nackt ist nicht tot und schon gar nicht ungefährlich.

Aber die Diskussionen in der Kirche waren genauso kontrovers, wie die Diskussionen in der Gesellschaft. Ich weiß noch wie ich mit dem Landesbischof im August 1989 auf dem Pfarrertag einen offenen Streit hatte, weil er der Meinung war, wir dürfen die Kirchen nicht für das Neue Forum öffnen und ich der Meinung war, wenn wir jetzt die Kirchen für das Neue Forum nicht aufmachen und ihnen ein schützendes Dach geben, dann habe ich eigentlich 10 Jahre umsonst gepredigt. Er war anderer Meinung, aber er hatte auch eine andere Verantwortung.

07. Oktober 1989!

40. Staatsfeiertag der DDR.

In der Oybiner Bergkirche feierten wir Erntedank.

Auf der Einladung war vermerkt: Damit wir an diesem Tag auch etwas zu feiern haben. Das weiß ich nach 20 Jahren noch deshalb so genau, weil ich den Text und die Plakate in meinen Staatssicherheitsakten wiedergefunden habe.

Der Trompeter aus Cottbus kam eine Stunde zu spät zum Konzert: vier Mal Polizeisperren an der Grenzstraße zu Polen, vier Mal musste er seine Instrumentenetuis öffnen. Wirklich nur Trompeten. Nach dem Konzert sprach mich ein Ehepaar an. Sie hatten Tränen in den Augen. Der Junge sei mit Freunden verschwunden. Richtung Ungarn. Ein Zettel: Wir rufen euch aus dem Westen an. Der andere Sohn war in Berlin bei den Grenztruppen. Urlaubssperre.

Abends war ich fassungslos. Vor dem Fernseher. Jubelnd ziehen Massen in Berlin am Generalsekretär der SED und Staatsratsvorsitzenden der DDR und Vorsitzenden des Verteidigungsrates usw. vorbei. Später würden die Marschierer sagen, ihre geballten Fäuste in Richtung Tribüne waren ihr Protest. Die lachenden Gesichter waren nur Tarnung. Warum durfte ich erst 1990 erfahren, unter lauter Widerstandskämpfern gelebt zu haben? Sie hatten sich wirklich gut getarnt.

Im Palast der Republik – auch respektlos Erichs Lampenladen – genannt, moderierte Carmen Nebel charmant die angemessene Trauerveranstaltung zur freudigen Polit-Geburtstagsfeier um. Die dort auftretenden Künstler murmelten später etwas über Zwang, die leider vorher erkrankten über Widerstand. Gorbatschow äußerte sich in Berlin sybillinisch über die Entwicklung in der DDR. Was er nicht wusste: in wenigen Monaten würde sein Imperium zusammenstürzen.

08. Oktober 1989. Unser Sohn kam von einer Schulveranstaltung aus dem Pionierlager zurück. Wir wussten nicht – woher auch – dass es ein Internierungslager werden sollte. Dass wir auch auf der Liste standen. Seine Frage: Wisst ihr schon, dass die NVA an der Grenze steht? Er meinte unsere Grenze. Wir wohnten 130 m von der tschechischen Grenze entfernt. Ich machte einen Erkundungsspaziergang. Kinderwagen lagen in den Gebüschchen. Sie hinderten bei der Flucht. Familien versuchten illegal über die tschechische Grenze nach Ungarn zu kommen. Rostocker, Berliner – Sachsen sowieso. Nachbarn, aufmerksame Grenzhelfer, informierten ihre zuständigen Dienststellen. Ihr Kommentar später: Weißt du, sonst wäre ich dran gewesen. Ich weiß. Aber jetzt waren erst einmal die Ertappten dran. Die Flüchtigen wurden auf LKWs verladen. Männer, Frauen und Kinder. Ins Gefängnis. Warum blieben sie nicht? Die Wende kam doch. Haben wir doch alle gewusst. Oder? Ich ging weiter bis an die Grenze. Im doppelten Sinn. Zwei junge Soldaten, mit MPI bewaffnet: Bürger Ihren Personalausweis! Ich sagte: Ich bin der Ortspfarrer, ich trage meinen Ausweis nie dabei, wenn ich durch den Ort gehe. Entschuldigen Sie, sagt der Eine, das haben wir nicht gewusst. Sie sind aber verpflichtet, sagte der Andere matt. Die sollen erst einmal in Berlin ihre Pflicht tun, sagte ich. Sie nickten. Am liebsten hätten sie ihre Knarre an einen der umweltgeschädigten Bäume gehängt und wären in Richtung Ungarn hinterhergelaufen. Vielleicht, sagte ich zu meiner Frau, hält sich das hier nicht mehr lange. Vielleicht? Aber wenn, dann musste jede Möglichkeit genutzt werden. Dieser menschenverachtende Staat musste weg!

Ab jetzt war jeder Tag, jede Woche politisch anders. Von den Möglichkeiten her, aber auch durch die Schnelligkeit sich gestaltender politischer Prozesse. Eine Einladung zur Gründung einer neuen sozialdemokratischen Partei konnte ich nicht wahrnehmen. Ich musste eine Beerdigung halten. Wie viele Theologen auch, empfand ich mich in dieser Zeit als ein Katalysator der Denkprozesse, beschleunigte. Dazu hatte ich jahrelang vor und nachgedacht. Aber welche Strukturen waren am schnellsten zu verändern und zu gebrauchen? Diese Frage wurde für mich zur Kardinalsfrage. Natürlich arbeitete ich im Neuen Forum mit. Junge Menschen aus unserer Region mit sehr viel Mut und Fantasie arbeiteten an den notwendigen Veränderungen. Sie waren sich sehr wohl bewusst, dass die Gefahren ihrer Verhaftung noch lange nicht gebannt waren. Aber ihr Mut übertrug sich auf die Bevölkerung, die schon bald Straßen, Plätze und Kirchen füllte, um deutlich zu machen, dass dieser DDR-Staat nicht mehr ihr Staat war. Gerade als die Weltgeschichte das kleine Land zwischen Oder und Elbe endgültig vergessen zu haben schien, handelte ein kleines Häuflein von Bürgerrechtlern wider alle Warnungen und Klugheit, wagten einige als naive Spinner verschriene Außenseiter den Kopf zu erheben, wo Kopf senken angesagt war und dort zu sprechen, wo Schweigen als äußerste Klugheit vorgegeben war.

In der großen Geschichte spricht man immer von großen Persönlichkeiten: Gandhi, Martin Luther King, Nelson Mandela, Walesa, die irgendwann Zivilcourage zeigten und dadurch die Steinchen lostraten, die zur Lawine geworden sind. Nein, es waren hier in Zittau die

sogenannten Durchschnittsmenschen aus unserer Region. Ohne sie und ohne die Steinchen, die sie losgetreten haben, wäre diese Wende nicht denkbar gewesen.

19. Oktober 1989 – abends!

Das Neue Forum hatte in die Johanniskirche eingeladen. Die Zittauer gingen auf die Straße. Das hört sich gut an, stimmt aber nicht.

Die meisten blieben nämlich zu Haus und schauten interessiert oder erschrocken hinter den Gardinen denjenigen hinterher, die den Mut hatten, sich an diesem Abend auf die Straße zu begeben. Die Johanniskirche war innerhalb kürzester Zeit gefüllt. Die anderen Kirchen wurden aufgetan. Die Redner des Neuen Forum mussten – allein – von Kirche zu Kirche und ihren Text jedes Mal wieder neu präsentieren. Den Grund für die Zurückhaltung der Bevölkerung konnte nur der begreifen, der wusste, dass an diesem Abend die Polizei, die Staatssicherheit und die Offiziershochschule in Alarmbereitschaft waren. An diesem Abend waren die Entschlossensten und Couragiertesten auf die Straße gegangen und hatten dazu beigetragen, dass man auch in Zittau die Angst verlor.

Es hört sich seltsam an. Aber Geschichte ereignet sich auch in dem winzigen historischen Augenblick, wenn sich der Einzelne von seiner Sofaecke erhebt, den Fernseher ausschaltet und sich auf den Weg zu irgendeiner Kirche, einer Zusammenkunft oder später einer Demonstration macht.

Als in Berlin am 9.11.1989 die Mauer bröckelte, demonstrierten tausende Oberlausitzer, Männer, Frauen und Kinder mit Kerzen in der Hand auf dem Zittauer Ring. Ihre brennenden Kerzen setzten sie auf die Mauern vor der verdunkelten Stasi-Zentrale, aus der sie eifrig gefilmt wurden. Es nutzte nichts mehr. Die Zittauer hatten ihre Angst verloren.

Natürlich war ich dann an den Runden Tischen. Natürlich löste ich die Kreisdienststelle der Staatssicherheit in Zittau mit auf. Besetzte wäre richtiger, denn zum Auflösen gab es nichts. Leergefegte Kellergewölbe, die vor kurzem noch mit den berüchtigten Akten angefüllt waren. Entweder vernichtet oder nach Dresden verbracht. Natürlich arbeitete ich in der Kommission gegen Wahlbetrug und Korruption mit. Natürlich trugen wir unsere Erkenntnisse bei bitterster Kälte auf dem überfüllten Markt vor dem erbarmungswürdig verfallenem Salzhaus vor, während in der Offiziershochschule Zittau viele bewaffnete Offiziersschüler auf einen Einsatzbefehl hofften um diesem „konterrevolutionären Spuk“ ein Ende machen zu können. So hatte jeder in dieser Zeit seine von den Ereignissen geprägte Motivation. Meine Motivation war einfach. Ich konnte doch nicht 16 Jahre lang predigen, dass unmenschliche Verhältnisse menschlicher gestaltet werden und dann in meiner Kirche sitzen bleiben.

Aber dann kam der Konflikt in den eigenen Reihen.

Was wir nicht wollten, darüber waren wir uns einig. Das Ziel war ursprünglich die Abschaffung dieser menschenverachtenden Strukturen innerhalb der DDR.

Aber als ich zum ersten Mal am **7. Dezember 1989** in Zittau auf dem Markt davon sprach, dass wir eigentlich die Chancen nutzen müssten, ein Volk zu werden, kam es zum

Bruch mit dem Neuen Forum. Die Schilder der Demonstranten „Wir sind das Volk!“ wurden durch die Schilder „Wir sind ein Volk!“ abgelöst.

Mir war klar geworden, wir würden es nicht schaffen, innerhalb der Strukturen dieses Systems das System menschlicher und demokratischer zu gestalten. Auch nicht mit einem dritten Weg, der vehement und intensiv diskutiert wurde.

Helmut Kohl erzählte mir später einmal, dass dieser Schilderwechsel und der Einheitsruf auf den ostdeutschen Straßen sein Motiv gewesen sei, möglichst schnell Gespräche mit den Alliierten über die Möglichkeiten der Deutschen Einheit zu führen.

Für mich damals war klar: Alle Pläne einer schrittweisen Annäherung oder eines langfristigen stufenweisen Übergangs zur Einheit gingen an der Wirklichkeit vorbei. Ohne Deutschland zu einen, würde man auch Europa nicht einen können. Und wir würden weiter in unserem Zittauer Zipfel sitzen müssen, ohne ihn regional nach allen Seiten zu öffnen.

Deswegen war der Dritte Weg, der dann vehement und intensiv diskutiert wurde für mich keine Option.

Aber auch die Politikfähigkeit des Neuen Forums war für mich damit erschöpft.

Sie löste zwar mit ihren Selbstzweifeln Entzücken in der westlichen Linken aus, aber gleichermaßen auch Hoffnung bei Modrow und seiner angeblich geläuterten Truppe
Was wäre denn geworden?

Gerade die, die immer den dritten Weg beschworen haben, wie mein Kollege Schorlemmer, der ja auch Studentenpfarrer war, hätten sich großen Gefahren ausgesetzt.

Die Staatssicherheit hätte sich umbenannt in "Amt für Nationale Sicherheit" das hat sie ja dann unter Modrow auch. Zwei oder drei Funktionäre hätten sie in die Wüste geschickt, die anderen wären alle mit reinen Händen da geblieben. Die Strukturen wären verdeckt geblieben und in einigen Jahren hätte man uns in die Lager eingesperrt, die schon lange geplant waren, für all diejenigen, die sich in dieser Zeit nach vorne gewagt haben. Mir war klar, eine Vermischung beider Systeme – DDR und BRD geht nicht.

Genauso wenig, wie ich lobend den Autobahnbau der Nazis erwähnen kann, ohne fahrlässigerweise die Folgen des Gesamtsystems zu vernachlässigen.

Heiß wurde der sogenannte "dritte Weg für unser Land" diskutiert.

Wie wäre es denn jetzt,

wenn wir den dritten Weg mit 2 deutschen Staaten gewagt hätten?

Wie hoch wäre heute die Verschuldungsquote.

Schon 1989 bezahlte die DDR Zins und Tilgungsraten in der Höhe von 6 Milliarden DM. Das waren die gesamten Exportgewinne eines Jahres. (Schalk –Golodkowski)

Wie hoch wäre denn das Arbeitslosengeld?

Wie hoch wäre denn jetzt die soziale Absicherung?

Wie viel Altbausubstanz wäre denn in diesen 15 Jahren noch eingefallen?

Die Schaufenster der Geschäfte wären mit Losungen geschmückt worden und in den Regalen hätte sich in aller Breite Senf, Margarine und Essig gestapelt, weil viel mehr auch nicht mehr im Angebot gewesen wäre.

Dann bewegten uns in Zittau ganz andere Fragen.

Wenn wir die alten Staatskader nicht mehr haben wollten, wer sollte dann in einem neuen demokratischen System politische Verantwortung übernehmen?

Es waren ewig währende und lange Diskussionen mit meinem Kollegen Lothar Alisch, der für mich in bewundernswerter Weise in DDR-Zeiten den schwierigen Weg vom Hauptmann der Nationalen Volksarmee zum Pfarrer gemeistert hatte.

Er suchte, ganz genauso wie ich, zu DDR-Zeiten mit jedermann das Gespräch, ohne Berührungängste mit Andersdenkenden oder SED-Genossen zu haben.

Er war inzwischen für das Neue Forum wortführend.

Wir hatten natürlich aufgrund unserer gemeinsamen Erfahrung als Theologen in der DDR und als Freunde eine ganz besondere Gesprächsgrundlage. Die Frage, die wir diskutierten, war: Wie schuldig kann man werden, wenn man sich in schwierigen Zeiten der Verantwortung entzieht? Mussten nicht gerade wir, die wir schon seit Jahren Veränderungen angemahnt hatten, die wir ein großes Vertrauen in der Bevölkerung besaßen, jetzt selbst – wenigstens übergangsweise – politische Verantwortung übernehmen?

Schon zu DDR-Zeiten, wenn wir uns nach den üblichen Gesprächen mit den Genossen vom Rat des Kreises in einem Zittauer Café bei einem Kaffee erholten, waren wir uns einig, dass wir es eigentlich immer leichter hatten als die Genossen vom Rat des Kreises und von der SED-Kreisleitung, auch wenn sie die Macht hatten. Ihre Ohnmacht gegenüber den übergeordneten Parteiinstanzen oder dem Politbüro der Partei der SED war nicht zu übersehen. Wir litten zwar unter vielen politischen Entscheidungen, aber wir konnten auch alles sehr gut auf ethische Grundlagen und moralische Grundzüge hin durchdenken, ohne selbst eine einzige politische Entscheidung zu fällen oder dafür gerade stehen zu müssen. Dazu kam noch, dass uns zu DDR-Zeiten selbst unsere schlimmsten Gegner nicht verdächtigten, Theologen geworden zu sein, um Geld zu verdienen.

Als wir uns 1989/90 noch über die besten Lösungen stritten, wussten wir nicht, welche Rolle die Staatsicherheit in unserem Leben gespielt hatte. Deshalb war damals auch unser Freundeskreis noch größer. Wir debattierten stundenlang. Aber eine Entscheidung fiel nicht. Lothar Alischs Diskussion war dadurch noch weitaus engagierter, da er selbst am Überlegen war, ob er für das Oberbürgermeisteramt in Zittau kandidieren sollte.

Ich entschied mich dann. Ich dreht mein Schild: [Kein politisches AMT!](#),

das immer warnend auf meinem Schreibtisch gestanden hatte, um und wurde im Mai 1990 Landrat.

Aber das sind schon wieder andere Geschichten!

Bei allen notwendigen und politischen Aktivitäten in der Wendezeit - ich war Pfarrer und wollte Pfarrer bleiben. Das war meine Hauptverantwortung und das war mein Beruf. Alles andere war zwar Zeit und Kraft raubend, aber unbedingt notwendig in dieser spannenden Übergangszeit.

Die Untersuchungsausschüsse, die sich mit der Aufklärung von Amtsmissbrauch und Bereicherung der Staatsfunktionäre beschäftigten, waren notwendig. Sie brachten mir übrigens statt der erfreulichen öffentlichen Sympathie auch unerfreuliche erste Morddrohungen ein.

Es war notwendig, die Staatssicherheit aufzulösen und sehr genau zu beobachten, in welche Richtung sich dieser Apparat bewegte. Es war notwendig, die Diskussion der Runden Tische zu verfolgen und auszuwerten. Es war notwendig, abends in einem immer spannender werdenden DDR-Fernsehen die politischen Entwicklungen zu verfolgen. Es war notwendig, politische Gespräche mit politisch Interessierten oder vom Gang der Ereignisse Verwirrten zu führen.

Aber es mussten auch weiter Gottesdienste gehalten, Kinder getauft, Gestorbene beerdigt, Trauernde getröstet und Verliebte getraut werden.

Und dann die Familie, die wie immer zu kurz kam. Unsere vier Kinder hätten eigentlich allen Grund gehabt, wegen permanenter Vernachlässigung ihren Protest auf die Straße zu tragen. Um es gleich vorweg zu nehmen, als Landrat oder Minister wurde oder war ich auch kein besserer Vater.

Im März 1990 waren nach 45 Jahren die ersten freien und geheimen Wahlen zur Volkskammer der DDR. Von allen Parteien, außer verständlicherweise von der SED-PDS, wurde ich gefragt, ob ich für sie für die Volkskammer kandidieren würde. Das wollte ich nicht.

Ich wollte kein Volkskammerkandidat sein. Ich wollte meine Eigenständigkeit des Denkens nicht parteipolitisch kanalisieren lassen und meine Unabhängigkeit behalten. Vereinnahmungen wollte ich mich schon gar nicht.

Auf der anderen Seite waren diese ständigen Nachfragen schon schmeichelhaft. Es hat nun einmal seinen eigenen Charme gefragt zu werden, statt sich selbst wild entschlossen und besessen zu bewerben. Aber ich musste mich auch gegen meine eigene Eitelkeit wappnen.

Mich selbst beschwörend schrieb ich auf ein kleines Schild: KEIN POLITISCHES AMT ! Zur stets sichtbaren und unübersehbaren Warnung stellte ich es auf meinen Schreibtisch.

Immer wieder wollten meine Gesprächspartner mich davon überzeugen, wie wichtig und unverzichtbar ich in dieser Zeit als Abgeordneter und Politiker sei. Ich entgegnete ihnen darauf immer, dass ich gerade als Pfarrer ganz genau wüsste, dass die Friedhöfe voll von Unverzichtbaren und Wichtigen sind.

Man kann ja Komplimente immer wieder gerne hören, man darf sie nur nicht glauben.

Dann kam der 6. Mai 1990 - mein Geburtstag. Mit 44 Jahren erlebte ich die ersten freien und geheimen Kommunalwahlen in der DDR. Das war schon ein tolles Geschenk! Der neue Kreistag wurde gewählt.

Am 23.5.1990 sollte er zu einer konstituierenden Sitzung zusammenkommen, um den neuen Landrat zu wählen. Landrat - das war auch für mich ein neuer Begriff.

Dass er den Vorsitzenden des Rates des Kreises ablösen sollte, das war mir klar. Ansonsten kann ich das Wort Landrat nur aus Romanen. Als ich in meinem Lexikon nachgeschlagen habe, las ich unter anderen: "Der Landrat wird vom König eingesetzt". Es war zugegebenermaßen ein sehr altes Lexikon.

Und wieder bekam ich Besuch. Fünf Tage, bevor der neue Kreistag zusammentreten sollte. Ob ich als Landrat zur Verfügung stehen würde?

Zuerst kam die Frage vom Kreisvorsitzenden der CDU, die die stärkste Fraktion im neuen Kreistag bildete.

Aber erst suchten wir nach geeigneten Personen. Wir gingen gemeinsam einige Namen durch. Wobei es ja auch durchaus Kandidaten für das Amt des Landrates gab. Einige gehörten schon sehr lange den sozialistischen Kreistagen an. Engagierte Blockparteifunktionäre, die glaubten, dass ihre Nichtmitgliedschaft in der SED sie besonders empfehlen würde. Sie schrammten in der eigenen Selbstdarstellung schon dicht am Nimbus des engagierten Widerstandskämpfers vorbei.

Andere waren rechtzeitig aus dem Westen in den Osten geeilt, um nach eigener Auskunft zu helfen. Wobei es oftmals nicht so genau klar war, wem sie eigentlich helfen wollten. Den Menschen in unserer Region, oder sich selbst? Wenn es offenbar gute Gründe gegeben hatte, dass jemand im Westen Deutschlands nicht zum Landrat gewählt wurde, wovon sollte man jetzt eine besondere Tauglichkeit für den Osten ableiten?

Schließlich blieben noch zwei Tage bis zur Entscheidung. Ich beriet mich mit Freunden, mit meiner Frau, die damals erkrankt war und die die Folgen der Entscheidung in der ganzen Tragweite genauso wenig übersah wie ich.

Auch mit unserem Superintendenten Dietrich Mendt sprach ich über diese schwierige Entscheidung. Er war der Meinung, dass solche Entscheidung etwas mit der Wahrhaftigkeit zu tun hätten, was wir über Jahre hinweg gesagt und gepredigt hätten. Mit anderen Worten, seine Botschaft lautete: „Du musst es tun.“

Langsam war mir klar, dass alle weiteren Gespräche nur noch eine Flucht vor der eigenen Entscheidung war. Also sagte ich zu. Wobei ich bei meiner Zusage fest davon ausging, dass es nur ein kurzer Ausflug in die Politik sein würde. Und dass ich nach ein oder zwei Jahren wieder auf die Kanzel zurückkehren könnte.

Dass die Rückkehr auf die Kanzel schwieriger sein würde als ich zunächst angenommen hatte, zeigte ein Schreiben vom Landeskirchenamt Sachsen, das mir nach meiner erfolgten Wahl schrieb, ich solle umgehend meine Ordinationsurkunde an das Amt zurücksenden.

Ich vermute einmal, dass jeder Pfarrer ein solches Schreiben bekommt, der über mehrere Frauen fällt und gleichzeitig noch in die Kirchenkasse greift. Dieses Schreiben hat mich schwer getroffen und sehr lange beschäftigt. In einer Zeit, in der ich bei allen schwierigen Entscheidungen selbst Hilfe brauchte, setzte mir die Kirche erst mal den Stuhl vor die Tür. Nur gut, dass Landeskirchenämter im Allgemeinen mit Gott nicht viel zu tun haben.

Überrascht war ich dann, als ich später im Landtag von ehemaligen Theologen erfuhr, dass sie im Gegensatz zu mir beurlaubt worden waren.

Von einer Gleichbehandlung kann man dieser Stelle dann wirklich nicht sprechen.

Jetzt kurz vor meiner Rente erfahre ich, worauf mich damals niemand hingewiesen hat, dass mit dem zurücksenden meiner Ordinationsurkunde auch gleichzeitig meine Anwartschaft auf eine kirchliche Altersversorgung verlustig ging.

Ich bin mir nicht mehr sicher, ob die damals Handelnden im Landeskirchenamt, die uns noch im Sommer 1989 empfahlen unsere Kirchen nicht für das Neue Forum zu öffnen, damit damals renitenten Pfarrern zeigen wollten, das Ungehorsam gegenüber dem Landeskirchenamt eben auch seinen Preis hat.

Dass ich schon damals mit meinen Empfindungen nicht ganz daneben lag, bestätigte mir unser Superintendent Dietrich Mendt, der im Amtsblatt gelesen hatte, dass der Pfarrer Heinz Eggert aus dem Dienst scheidet. Sein Kommentar: "Als hätte Eggert goldene Löffel geklaut."

Aber nicht die Zeit heilt Wunden, sondern diese Zeit um 1990 ließ gar nicht die Zeit, um sich in die eigenen Empfindlichkeiten zu versenken. Dazu war sie zu dynamisch und es gab zu viel zu tun.

Also führte ich zunächst Gespräche mit den Führungsgremien der unterschiedlichen Parteien. Es zeigte sich eine breite Zustimmung zu meiner Person ab, die einige glaubten, im Vorfeld mit späteren Personalentscheidungen im neuen Landratsamt verbinden zu können.

Ich machte deutlich, dass ich parteilos in dieses Amt gehen werde, dass ich auch nicht vorhätte, irgendeiner Partei beizutreten, und dass ich meine ersten Personalentscheidungen selbstständig treffen würde, ohne mich an Personalvorschläge der Parteien gebunden zu fühlen. Darauf gingen alle ein. Schließlich wollten sie mich als Landrat haben. Ich hatte mich ja nicht beworben.

Das machte zunächst meine Stärke aus.

Mit dem Kirchgemeinderat, der nicht besonders glücklich über meine Entscheidung war, aber auf den ich mich immer verlassen konnte, besprach ich den Abschiedsgottesdienst.

Am 23. Mai 1990 sollte die Wahl zum Landrat im Kreistag sein. Ich war fest entschlossen, dann am 24. Mai morgens um 8:00 Uhr meinen Dienst als Landrat anzutreten. Am 27. Mai sollte der Abschiedsgottesdienst in der Oybiner Bergkirche sein.

Das erste Mal erlebte ich die Arbeit in einem Parlament. Aber nicht als einziger. Viele der neu gewählten Kreisräte erlebten jetzt, worauf sie sich eingelassen hatten. Die meisten hielten es dann auch bis zum Schluss durch. Über ihr persönliches Engagement in dieser sehr schwierigen Zeit darf man heute noch sehr froh sein, wenn es auch nie so richtig gewürdigt worden ist.

Der Olbersdorfer Pfarrer Wolfgang Müller, der den Runden Tisch in Zittau moderiert hatte, eröffnete die Sitzung, der Pfarrer aus Großschönau, Alfred Hempel, ein sehr mutiger Mann zu DDR-Zeiten, war der Vorsitzende der Wahlkommission und ich als Oybiner Pfarrer stand als Landrat zur Wahl.

Symptomatisch für die Wendezeit und gleichzeitig auch ihr Abschluss.

Ein Kandidat vom Bund der Freien Demokraten, der auch zu DDR-Zeiten dem Kreistag ständig angehörte, hatte schon vorher seine Kandidatur angemeldet. Überraschend meldete sich dann noch ein Kandidat aus den Reihen des Neuen Forums/Die Grünen, die mir ihre Unterstützung zugesagt hatten. Er war 23 Jahre alt. Auf die Frage einer Abgeordneten, ob er sich denn mit seinem Alter die Arbeit als Landrat überhaupt zutraue, antwortete er, man könne ihn ja schließlich wieder abwählen, wenn er die Erwartungen der Bürger nicht erfülle. Diese Antwort gefiel mir. Sie war meiner momentanen Grundhaltung sehr ähnlich.

Dann wurde gewählt. Von 75 abgegebenen gültigen Stimmen hatte ich 52 Stimmen bekommen. Ich war gewählt. Der neue Landrat hieß Heinz Eggert.

Ich hielt meine erste Rede vor einem Parlament. Sie war in der Nacht geschrieben worden. Noch nie war ich so unsicher, wie bei ihrem Entwurf. Ich trat aus dem geschützten kirchlichen Raum hinaus in den offenen politischen Raum, in dem ein anderer Wind wehte. Manchmal kälter und härter. Ich hatte mich in den Raum politischer Verantwortung begeben.

Aber für diese Rede bekam ich warmem Beifall. Das machte mir Mut!

„Meine Damen und Herren, liebe Freunde !

Danken möchte ich allen, die mir mit ihrer Stimmabgabe das Vertrauen ausgesprochen haben.

Danken möchte ich aber auch - in Ihrer aller Einverständnis - den vielen Bürgern in unserem Kreis, die sich seit November 1989 mit ihrer Kraft, ihrer Zeit und ihrem Engagement an den vielen entstandenen Runden Tischen beteiligt haben. Sie haben das große Verdienst, in den Zeiten schwebender Gesetzlichkeit, oftmals gegen den Widerstand eines etablierten Macht- und Verwaltungsapparates, demokratische Strukturen vorgedacht und vorbereitet zu haben. Dafür heute unseren Dank.

Wir sind demokratisch gewählt worden. Hinter jedem von uns stehen die Bürger dieses Kreises, die uns gewählt haben mit ihren Erwartungen, Aufträgen und Hoffnungen. Das ist

unsere Verantwortung und das bestimmt unsere Arbeitsaufgaben. In diesem Sinn werden wir miteinander arbeiten. Ein Gegeneinander ist nicht denkbar und wäre in unserer Situation die Spitze der Verantwortungslosigkeit.

Perspektiven für den Kreis Zittau im Land Sachsen aufzuzeigen muss auch bedeuten, Perspektive für jeden Einzelnen in diesem Kreis aufzuzeigen. Wir müssen versuchen den besten Kompromiss zu finden bei der Einführung der Marktwirtschaft und bei der sozialen Absicherung eines jeden Einzelnen. Daran müssen wir arbeiten.

Mit meiner Wahl zum Landrat haben Sie mir den Auftrag zur Bildung eines Landratsamtes erteilt. Das heißt für mich den Aufbau einer leistungsstarken und arbeitsfähigen Verwaltungsstruktur für den Kreis Zittau. Das heißt für mich auch, alle leitenden Ämter werden zur Neubesetzung öffentlich ausgeschrieben. Es wäre unhaltbar wenn die Leiter von gestern, schon wieder die - vielleicht noch durch einen Beamtenstatus abgesicherten - Leiter von Morgen wären. Wobei Kompromisse genauso eine Rolle spielen werden, wie vielleicht die berühmte Ausnahme von der Regel. Es geht um integere Personen mit Sachkompetenz. Eines allein kann nicht genügen. Für dieses Vorhaben, einer vor den Wählern verantwortbaren Personalpolitik, erbitte ich Ihre Zustimmung und Unterstützung.

Ab heute werden wir unsere eigenen Fehler machen. Es wird später keine Entschuldigungen geben, wir hätten ja auf Befehl handeln müssen, wären nur Ausführende aber nicht Täter gewesen, hätten von nichts gewusst. Diese Zeiten sind ein für alle Mal vorbei. Wenn wir es wollen.

Ich freue mich auf unsere Zusammenarbeit, die soviel Chancen in sich trägt, wie wir sie uns selbst eröffnen.
Danke !"

Am meisten überraschte mich der Beifall aller Fraktionen zu meinen Ausführungen über meine zukünftige Personalpolitik. Ich war fest entschlossen, die gesamte Führungsmannschaft des ehemaligen Rates des Kreises Zittaus auszuwechseln oder zu entlassen. Es gehörte für mich zur politischen Moral, an deren Abwesenheit die meisten Deutschen bis heute glauben.

Ich bin bis heute fest davon überzeugt, dass Menschen, die früher mit Hilfe ihres Amtes andere Menschen bedrückt und in ihrer Würde verletzt haben, nicht erwarten können, durch die Steuergelder ihrer ehemaligen Opfer ihren Arbeitsplatz finanziert zu bekommen. Besonders dann nicht, wenn diese selbst schuldlos ihren eigenen Arbeitsplatz verloren hatten. Es konnte nicht sein, dass die Herren eines undemokratischen Systems völlig bruchlos ihre Herrschaft in einem demokratischen System weiter fortführten. Durch eine neue Personalpolitik mit integere und kompetenten Mitarbeitern sollte das Vertrauen der Bevölkerung in ein neues Landratsamt wieder neu erworben werden.

Das hatte ich vor, in der Annahme, dass es jetzt überall in der DDR geschehen würde. Das war allerdings ein Irrtum! Übrigens nicht mein einziger.

Aber zunächst einmal beschloss der erste Kreistag einstimmig eine Ausschreibung für fünf Dezernatsleiter zur neuen Besetzung des Landratsamtes. Es wurde ein Personalausschuss gebildet, in den jede Fraktion einen Vertreter entsandte. Dabei war aber klar, dass ich die Personalhoheit und die letzte Entscheidung hatte, aber gegen die Mehrheit des Personalausschusses niemanden einstellen würde.

Zu einer solchen Situation sollte es auch nie kommen.

Es war der Beginn einer sehr sachlichen, manchmal sehr aufgeregten, aber aufgrund der vielen zur Lösung anstehenden Probleme auch sehr konstruktiven Zusammenarbeit des neuen Kreisparlaments mit dem Landrat. Für große ideologische Auseinandersetzungen oder kleinkarierte Parteienpolitik hatten wir keine Zeit, war auch nicht der Platz und zum Glück auch nicht das dafür geschulte Personal vorhanden. Auch Phrasen müssen gelernt sein.

Schon zwei Tage später wurden alle leitenden Stellen im Landratsamt neu ausgeschrieben. Aber dazwischen lagen zwei Tage. Meine ersten beiden Arbeitstage als Landrat.

Am nächsten Morgen fuhr ich um 7:30 Uhr, wie gewohnt in Jeans, Pullover und Jackett in das Gebäude des Rates des Kreises, das ich früher nie gerne betreten hatte und aus dem ich ein Landratsamt machen sollte.

Die Zugangstür war schon geöffnet. Dahinter befand sich wie in jeder DDR-Behörde eine verschlossene Tür und dazwischen saß machtbewusst der Pförtner, der entscheiden konnte, wer auserwählt war dieses Haus zu betreten oder nicht. Ich war es offensichtlich auf den ersten Blick nicht. Statt eines Lächelns oder eines Grußes, kam die Aufforderung: „Bürger Ihren Ausweis!“

Das „bitte“ sparte er sich. Warum freundlich sein, wenn man die Macht hat. Meine Erwiderung war ebenso unfreundlich. Ich stellte mich als neuer Landrat vor und gab als erste Dienstanweisung an ihn aus, dass ab sofort die zweite Tür zu öffnen sei und dass er die Bürger nicht nach ihrem Ausweis zu fragen habe sondern sie zu beraten habe, damit sie in dem großen Amt nicht nur die richtige Türe sondern auch den richtigen Sachbearbeiter finden.

Seine Reaktion war relativ trotzig. Er kündigte an, dann künftig gar nichts mehr zu machen. Woran er sich dann auch bis zu seine Entlassung gehalten haben muss. Jedenfalls war er meist immer dabei, Kreuzworträtsel zu lösen, wenn ich an seiner Loge vorbeiging.

Im Amt hatte man mich noch nicht erwartet. Auf dem großen Korridor im ersten Stock, wo sich das Heiligtum des ehemaligen Kreisvorsitzenden, der mir als Person nie unsympathisch war, befand, überraschte ich fast die gesamte Führungscrew, die sich im Gespräch austauschten. Meine ironische Bemerkung, dass in diesem Haus wohl so nicht viel zu tun sei, wenn sich alle auf dem Flur zum Gespräch treffen würden, entkrampfte die Situation auch nicht besonders.

Die einen verschwanden grüßend, andere gratulierten matt oder paar Spuren zu überschwänglich. Ich fühlte mich zwar wohl in meiner Haut, aber nicht wohl in dieser Situation.

Ich bat darum, dass man mir mein Zimmer zeige. Im Vorzimmer saß ein älterer Kollege, der sich vorstellte und mir erklärte dass die Sekretärin seit gestern krank sei. Ich vermutete, dass meine Wahl der Grund für ihre Krankheit sein könnte. Deshalb ließ ich ihr beste Genesungsgrüße zusammen mit der Botschaft, wenn sie morgen ihren Dienst nicht antreten könne würden wir schon eine weitere Verwendung für sie finden, ausrichten.

Ohne es zu wissen, lag ich voll daneben. Sie war erst vor einigen Tagen ausgesucht worden, die neue Chefsekretärin zu sein. Offensichtlich hatte man lange nach einer parteilosen Sekretärin im Amt gesucht. Als Glück hatte sie diese Beförderung nicht verstanden. Allerdings war sie auch wirklich krank und nicht wesentlich beruhigter als ihr meine „Genesungswünsche“ überbracht wurden. Sie war später eine hervorragende Chefsekretärin, sehr loyal, mit einem guten Draht ins Haus und konnte auch gut mit meinen „Macken“ umgehen.

Aber jetzt musste ich erst einmal mit ihrem „Vertreter“ vorlieb nehmen. Wenn ich einverstanden sei, würde er das Telefon und das Vorzimmer besetzt halten, ansonsten könne ich ihn auch wegschicken. Das alles erklärte er in einer sehr traurig ergebenden Art.

Ich ahnte jetzt schon, welchen Ruf ich im Landratsamt genoss. Allerdings war ich auch in der Situation, keinen Vertrauten in diesem Amt zu haben.

Deshalb, und weil mir der ältere Kollege nicht unsympathisch schien, bat ich ihn, das Vorzimmer zu besetzen und mir zunächst die Leute vom Hals zu halten.

Was er dann auch tat. Nur einmal klopfte es an meiner Tür, erst erschien sein Kopf und dann ein Tablett mit einer Kaffeekanne. Kaffeemarke Rondo. Dann hatte ich Ruhe und sah mich in dem Dienstzimmer des Vorsitzenden um.

Es war von geschmackloser Einfachheit. Immerhin kam er aus einer Partei, die die Höhen der Kultur stürmen wollte. Offensichtlich waren die Niederungen dabei vergessen worden. Man sah sofort, wo früher die Honecker- oder Krenz-Bilder gehangen hatten.

Die Schrankwände waren leergeräumt. Einige unansehnliche Freundschaftsgeschenke aus Polen und der UdSSR waren verblieben. Offensichtlich hatte auch der überzeugteste Genosse keinerlei privates Interesse daran gehabt.

Nur in den untersten Schubladen des Schreibtisches lagen noch von Honecker unterschriebene Auszeichnungsurkunden zum 40. Jahrestag der DDR nebst den dazugehörigen Orden.

Einen Orden mit Urkunde sandte ich als erstes meinem Freund, dem tschechischen Dissidenten Gustav Ginzler in das legendäre Misthaus im Isergebirge. Auf seiner Dankeskarte war vermerkt: „Suche Dachdecker mit Politerfahrung.“ Das Isergebirge als Alternative zu Chile. Margot hätte viel aufzuräumen gehabt. Aber das war später. So lustig war der Anfang nicht.

Auf dem Schreibtisch lagen die Bewerbungsunterlagen aller ehemaligen Führungskader des Rates des Kreises. Ansonsten hätte ich einen reinen Schreibtisch gehabt. Den musste ich jetzt machen. Denn die alten Genossen, die ja nun schon lange - also monatelang - keine waren, waren auch nicht untätig gewesen.

Sie hatten westliche Landratsämter besucht, waren dort zwar neugierig aber sehr freundlich als Kollegen beim ehemaligen Klassenfeind aufgenommen worden. Sie hatten sich die Strukturen angesehen, die Ämter umbenannt, auf die sie sich jetzt bewarben. Der Rat des Kreises Zittau schien nicht mehr zu existieren. Er war in neue Dezernate und Ämter aufgegliedert worden.

Es schien ganz einfach. Wer früher der Stellvertreter des Vorsitzenden des Rates des Kreises und Vorsitzender der Abteilung Inneres war, meinte sich jetzt damit für die Ämter des Landratsamtes, die mit Ordnung und Sicherheit zu tun hatten, empfohlen und qualifiziert zu haben. Was mich erstaunte, es gab keinerlei Scham oder Überlegungsfristen.

Gerade in dieser Zeit irritierte mich die Wendigkeit mancher Zeitgenossen. Die Windig-Wendigen bereiteten nicht die Machtübernahme, sondern die Machtweitergabe und Weiterführung vor. Sie wollten wieder an der Macht und den Entscheidungen für morgen beteiligt sein, ohne Verantwortung für das Geschehene, für die Vergangenheit zu übernehmen.

Das war nicht bei allen so. Aber bei den meisten.

Denn die Oberflächlichen und Unehrllichen schlängeln sich durch jede Situation.

Opportunismus scheint staatstragend.

Nicht nur damals.

Die Bereitschaft, die persönlichen Konsequenzen aus einem zwar ehrlich gemeinten aber trotzdem falschen Streben zu ziehen und zu tragen, hält sich damals wie heute in Grenzen.

Aber jetzt saß ich am ersten Tag meiner Tätigkeit im Landratsamt Zittau, an dessen Mauern noch „Rat des Kreises“ stand und in dessen Inneren auch dieser Geist vorherrschte und überlegte mir die ersten Schritte.

Immer wenn man eine neue Behörde übernimmt oder aufbaut oder umbaut, ganz gleich ob als Landrat oder später auch als Minister, es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder leitet man innerhalb kürzester Zeit die Behörde selbst, oder man wird von ihr geleitet.

Dazwischen gibt es nichts.

Ich hatte dann ein langes Gespräch mit dem letzten amtierenden Vorsitzenden des Rates des Kreises, der es übergangsweise und in enger Zusammenarbeit mit dem Runden Tisch geleitet hatte. Wir einigten uns darauf, dass er mir in den nächsten Wochen loyal beim Aufbau des Landratsamtes zur Seite stehen würde, um später dann das Amt für Wirtschaftsentwicklung zu leiten. Das hat er dann auch bis zur eigenen Kündigung, um sich wirtschaftlich selbstständig zu machen, getan.

Dann bat ich die alten Chefs der Kreisverwaltung, deren Neu-Bewerbungen verhinderten, dass mein Schreibtisch total leer aussah, zu mir und kündigte Ihnen fristlos.

Ich erklärte ihnen, dass sie aufgrund ihrer vorherigen Tätigkeit in einem neuen Landratsamt unter meiner Leitung keine Anstellung mehr finden würden. Dieses gebiete einfach die

politische Moral und die Verantwortung vor der Bevölkerung.

Sie waren überrascht. Einer von ihnen sagte mir mein Scheitern als Landrat voraus. Man könne eine Verwaltung nicht ohne Experten führen. Ich entgegnete ihnen, dass sie Experten der DDR gewesen seien. Jeder müsse sich jetzt neu in seiner Verantwortung im neuen Landratsamt einarbeiten. Dann könnten die Chance auch jene bekommen, die sich dem DDR-Staat früher nie zur Verfügung gestellt hatten.

Die meisten von ihnen klagten beim Arbeitsgericht. Ich verlor alle Prozesse. Das war auch kein Wunder. Wir hatten noch die DDR-Gesetzlichkeit, der Richter und der Staatsanwalt waren früher in der SED, die Dame von der ÖTV war eine alte Tante vom FDGB. Ich erklärte dem Richter im Gerichtssaal, dass er nach meiner Auffassung in dieser Zeit kein Recht mehr hätte Recht zu sprechen. Er nahm es sehr gelassen. Klappte sein Gesetzbuch zu und sagte: „Das müssen Sie wissen.“ Ich wusste es! Als am nächsten Tag der Personenkreis, der vor dem Gericht gesiegt hatte, wieder ins Landratsamt kam, bat ich sie zu mir, kündigte Ihnen erneut und sprach ihnen Hausverbot aus. Sie gingen und kamen nie wieder.

Die alte Personalamtsleiterin bestätigte mir noch am ersten Tag, dass in den zurückliegenden Monaten noch Angestellte der Staatssicherheit, der SED-Kreisleitung und der Gewerkschaftsleitungen eingestellt worden waren ohne dass ein Bedarf vorgelegen hätte. So war das Amt künstlich aufgebläht worden mit 366 Mitarbeitern, obwohl nach ersten Überlegungen knapp 250 gebraucht worden. Ich wies sie an, allen Personen, die seit November 1989 eingestellt worden waren, umgehend und fristlos zu kündigen.

Ihren Einwendungen begegnete ich mit dem Argument, dass dieses die 1. Weisung des Landrates sei, die sie umgehend umzusetzen habe, wenn sie bleiben wolle. . Nicht mein Argument, aber der Ton überzeugte sie offensichtlich.

Ihre nachfolgende Information machte mich auch nicht ruhiger. Denn wir sollten noch Personal von der Deutschen Volkspolizei übernehmen. Ausgerechnet die Abteilung, die für die Aus- und Einreisen, sowie die Genehmigung von Besuchsreisen in die Bundesrepublik Deutschland verantwortlich waren. Eine ausgesprochen „beliebte“ Abteilung in der Bevölkerung wegen des übererheblichen, arroganten und beleidigenden Tons im Umgang mit dem „Bittsteller“ Bürger. Wie viele Geschichten über diese Abteilung waren mir oftmals unter Tränen von vielen Menschen erzählt worden.

Mitte der Achtzigerjahre war ich mit einer Frau, deren Mutter zur gleichen Zeit auf einem Hamburger Friedhof beerdigt wurde, auf den Oybiner Friedhof gegangen um der Mutter zu gedenken und für sie zu beten. Vergeblich hatte die Tochter in den vorausgegangenen Monaten versucht, eine Reiseerlaubnis zu ihrer schwer erkrankten Mutter zu bekommen. Es war damals nicht nur die Ablehnung, die ihr so sehr zu schaffen machte. Es war auch die Art und Weise, wie sie auf diesem Amt behandelt wurde.

Als ihr die Reise zur schwerkranken Mutter abgelehnt wurde und sie fragte, was sie machen solle, wenn ihre Mutter sterbe, war die schnippische und kränkende Antwort der Genossin: „Dann erübrigt sich endlich Ihr Reiseantrag.“

Gesetz ist Gesetz. Gar keine Frage. Aber muss ein unmenschliches Gesetz auch noch durch ein unmenschliches Verhalten in seiner Wirkung verstärkt werden?

Meine Antwort darauf ist relativ leicht zu erraten. Also verließ ich mein Arbeitszimmer, ging über den inzwischen schon wieder gut gefüllten Korridor, der sich in Windeseile lehrte, am Pförtner vorbei, der von seinem Kreuzworträtsel auch nicht nur kurz einmal aufschaute in das gegenüberliegende Kreispolizeiamt der Deutschen Volkspolizei der Deutschen Demokratischen Republik.

Aber dort kam ich nicht weit.

An der Pförtnerschranke verlangte ein Volkspolizist meinen Ausweis. Das kannte ich ja schon. Den hatte ich allerdings nicht dabei. Ich stellte mich als neuer Landrat vor und bat ihn seinen Vorgesetzten anzurufen, weil ich ihn sprechen wolle.

Zum letzten Mal spielte er seine große Macht aus. Wenn ich mich nicht ausweisen könne, könne er auch nicht wissen, ob ich der neue Landrat sei und würde deshalb seinen Vorgesetzten nicht anrufen. Das alles sagte er mit einem falschen Lächeln.

Das klang logisch. Aber es war die alte Logik.

Ich versuchte lächelnd die Situation nicht zu entkrampfen und sagte ihm, er möge dem Chef der Behörde bitte bestellen, dass er innerhalb von 15 Minuten in meinem Arbeitszimmer sei. Sollte das nicht der Fall sein, dann würde ich seine Ablösung betreiben.

Dann ging ich wieder über die Straße, am Kreuzworträselfpörtner vorbei über den inzwischen leer gewordenen Korridor in mein Arbeitszimmer.

Nach 10 Minuten meldete mein Vorzimmermann den Chef des Volkspolizeikreisamtes Zittaus. Ich lud ihn zum Gespräch und nach seiner Entschuldigung für die Handlungsweise seines Polizisten zu einem Kaffee ein.

Auch er war vom Runden Tisch bestätigt worden, nachdem der alte Chef der Volkspolizeibehörde sein Amt aufgegeben hatte.

Wir verabredeten eine enge Zusammenarbeit und ich erbat mir für jeden Morgen einen Bericht über die Sicherheitslage im Kreis Zittau.

Dann rief ich meine neuen Landratskollegen in Löbau und Bautzen an, gratulierte ihnen zur Wahl und lud sie nach Zittau zu einem Gespräch ein. Diese Gespräche setzten wir dann fast wöchentlich fort. Schließlich führten sie zur Bildung des Landrätekonvents Oberlausitz – Niederschlesien.

Dann ging ich auf Personalsuche. Mein persönlicher Referent wurde ein junger Ofenbaumeister, mein persönlicher Kraftfahrer ein Facharbeiter aus unserem Bekanntenkreis, Dezernenten wurden Diplomingenieure und ein Oberarzt, die nie in der SED gewesen waren. Auf Probe wurde ein junger Kämmerer eingestellt, der frisch von der Finanzschule gekommen war. Heute ist er einer der erfolgreichsten Kämmerer in Sachsen.

Jeden Morgen waren Besprechungen, tauchten neue Probleme auf, musste neu über Lösungen nachgedacht werden. Wir brauchten viel Zeit und viel Kraft, aber es macht auch Spaß. Die Arbeit hatte angefangen.

Der Alltag eines Landrats begann.